

In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 300

Posen, den 31. Dezember 1929

3. Jahrg.

Das ERBE des Herrn von Anstetten

ROMAN V. J. SCHNEIDER-FOERSTL

(Nachdruck verboten.)

Regenzeit in Indien!

Unaufhörlich trommelte der Himmel auf das graue Zelt-
dach! Von dort träufelte das Naß auf den morastigen Grund
und blieb in schmutzig-braunen Pfützen stehen.

Trostlos eintönig lag die Ebene, auf welche der Himalaja
seinen Fuß gesetzt hatte. Halb Steppe, halb Wüstenfrüch,
war sie jetzt in der Regenzeit ein einziger großer Sumpf, von
dem des Nachts gefährliche Dämpfe in die Höhe stiegen.

Von derselben stumpfen Gedrücktheit wie das Gelände
ringsum, war auch die Stimmung der beiden Männer, die
unter dem grauen Zeltdach auf ihren primitiven Lagern
ausgestreckt ruhten. Ab und zu verirrte sich ein Tropfen durch
eine Ritze und sprang auf Gesicht und Hände der Liegenden,
die ihn gelassen von sich schüttelten.

Von einem der Kopfhautrisse hob sich ein Kopf: „Hans
Peter — schläfst du?“ Günther von Anstetten neigte sich
etwas zu dem anderen hinüber, horchte auf das zusammen-
hanglose Stammeln, welches aus dessen Mund kam, sowie
auf den etwas raschen Atem, welcher der schmalen Brust ent-
strömte.

Da keine Antwort kam, legte er den Körper wiederum weit
zurück und ließ die Lider über die Augen sinken.

Zuweilen wurde eine schmale Lüfte in der Zeltwand auf-
getan. Ein bartloses Gesicht neigte sich herein, lauschte, spähte
mit offenen Augen ins Dunkel, dann ließen die gelbweißen
Finger, die steifen Vorhänge wieder übereinanderfallen.

Nichts war hörbar, als das Trommeln des Regens, der
leise Atem der Schlummernden und ab und zu der Schrei
eines Tieres, das durch Nebel und Finsternis über die Steppe
irrte.

Der Hindu, welcher vor dem Zelt gesessen hatte, vertrock-
nete sich in das kleinere, welches daneben stand und sah dort un-
beweglich, bis ihn ein Hüfteln aufschreckte: „Der Sahib!“ —
Wußte er, wie es um ihn bestellt war? Immer wieder
machten die Europäer die Erfahrung, daß sie das Klima
schlecht vertrugen. Aber keiner ließ es sich zur Warnung
sein. In der heißen Zeit vertrocknete sie sich bis zum Abend in
ihre Bungalows, oder flüchteten in die Berge. Der Regen
machte sie traurig und fieberkrank und die paar Wochen
kühler Temperatur reichten nicht aus, sie in Indien heimisch
werden zu lassen.

„Klab!“ flüsterte neben ihm eine Stimme.

Der Hindu wandte ohne Eile das Gesicht nach der Richtung,
aus welcher der Laut gekommen war.

„Klab!“ erklang es wieder. Diesmal etwas lauter. „Bei
allen Buddhas und Mohammeds, den Gott der Recht-
gläubigen mit eingeschlossen, seit ich den Mutterleib verlassen
habe, bin ich noch in kein so dreckiges Land verschlagen wor-
den, wie dieses Indien! Erst geröstet und gebraten, wie St.
Laurentius! Jetzt erkaufst, wie weiland Nepomuk, der
Schweiger! Herr, was kann mir noch Böses widerfahren,
nach dem allen?“

Der Anfang der dreißiger Jahre stehende Europäer,
welcher die Stoßseufzer von sich gab, sah rittlings auf einer
Ritze und mühte sich, im Scheine eines herabgebrannten
Kerzenstumpfchens einen Riß in seiner Hose auszubessern.

Der Hindu ließ kein Auge von ihm: „Morgen abend wird
es zu regnen aufgehört haben. Dann sind wir in Dardschi-
ling,“ tröstete er. Sein Englisch war im Gegensatz zu dem
des Europäers ein Vabal für die Ohren.

Das einzige Wort: „Dardschilling“ zauberte Glanz und
Beuchten auf das weiße Gesicht. Nicht etwa, daß Stefan
Würz, der Stockösterreicher, sich etwas Besonderes darunter

vorstellte. Bewahre! Es würde sein, wie alles andere in
Indien auch: Dreckig, geheimnisvoll und fieber- und cholera-
verdächtig.

Aber Dardschilling bedeutete doch wenigstens ein paar
Wochen Ruhe, ein ordentliches Bett und endlich auch wieder
etwas anderes, als diese ewige Konservenesserei, bei welcher
auf die Dauer jeder Magen kaputt ging.

Kein Wunder, daß Baron Peter das Fieber bekommen
hatte von all dem Dreck und Morast, in dem man seit fünf
Wochen eingesudelt lag. Das stank zuweilen wie Höllenpflanz-
sodomitische Pest und rann und gluckste aus tausend

Rissen und Ritzen, daß man Stelzen brauchte, um hindurch-
zukommen.

Dann lieber noch in der Sonne rösten, wie eine spanische
Kastanie. Nur dieser gottverdammte Schnürregen mußte
endlich aufhören, sonst tat er irgend etwas Unsinniges.

Der Hindu sah ergeben auf seinem Lager, horchte und ließ
den Körper nach der Seite gleiten. Er war von wohl-
gestalteter Schlankheit und mehr geschmeidig als muskulös.
Seine Hände zeigten eine braune Tönung, aber sie waren
von einer Zartheit, welche mit denen einer Frau wohl zu
metteifern vermochten.

Er drehte das Gesicht mit den dunklen Augen, die matt
und schmachend aus dem Oval der Wangen sahen, Stefan
Würz zu und legte den Finger an die Rippen.

Der Österreicher verstand sofort, zog den Atem ein und
horchte. Das Horchen war etwas, was man hier in diesem
Indien bis ins ff lernte. Irgend jemand schlich da draußen
die Zeltwand entlang, tappte und tastete im Dunklen und
rannte zeitweilig ungeschickt dagegen.

„Wenn's brüllen möchte,“ flüsterte Würz dem Hindu zu,
„dann wüßte man doch wenigstens wieviel es geschlagen hätte.
s wird doch nicht ausgerechnet ein Flußpferd sein. — Das
Schrecklichste wäre solch ein Biest noch immer nicht! Schlangen
sind mir viel grauslicher! Die hört man nicht mal kommen.
In Benares ist nachts eine solche in mein Zimmer gekrochen
und hat mich am Morgen von der Decke herab angeblinzelt.
Prost Mahlzeit — ich bin doch nicht in dieses Dreckland
gekommen, um von Ottergezücht verspeißt zu werden!“

Er machte dem Hindu ein Zeichen und ging auf den Zehen-
spitzen nach dem Eingang. Nicht vor sich hörte er ein
Schnaufen. Seine Hand fuhr hinaus und zerrte einen
Menschen herein, dem das Wasser nur so in Strömen vom
ganzen Körper rann.

„Dieb?“ sagte der Österreicher und sah dabei nach dem
Hindu hinüber, der das Gesicht zur Seite wandte und den
schwarzbraunen Mantel ganz enge um sich zog. „Was willst
du?“ fauchte er den halbnackten Schwarzen an.

Der Kerl klapperte vor Frost und trug schreienden Hunger
in den Augen. „Sahib!“ Er zeigte nach dem Mund und von
diesem weg nach dem Holzsteller, auf welchem die Reste einer
Speise lagen.

Die Gebärde war deutlich. „S!“ befahl Würz. „Warum
bleibst du nicht?“ wandte er sich an den Hindu, der nach der
Türe ging und die Vorhänge zurückschob.

„Er ist ein Varias,“ kam es wegwerfend.

Die Leinwand fiel herab und der Österreicher stand mit
dem Geächteten allein.

Ein Varias! Würz hatte während seines langen Auf-
enthaltes in Indien schon so viele Erfahrung gesammelt,
daß er wußte, um wen es sich da handelte. Wie die Menschen
hier komisch waren! Zu Hause in Oesterreich gab's auch
Unterschiede! Jawohl! Vor dem Präsidenten zog man den
Hut etwas tiefer als vor einem Straßensieger. Aber ein
Mensch blieb der Bektere deswegen doch. Gnade Gott, wenn
einer ihn, den Stefanus Würz, über die Achseln anzusehen
wagte. Das könnte dem, der es probierte, schlecht bekommen.

„Setz dich!“ Er zeigte nach der Ritze, von welcher er erst
einen Haufen Kleidungsstücke wegräumen mußte. „Du
brauchst gar nicht die Hand vor den Mund zu halten,“ gebot
er, „und schnauf auch, wie sich's gebört, und schau mir ins

Gesicht. Ich bin kein Hindu, der unrein wird davon. Schmeckt dir's?" Er nahm eine große Konservenbüchse und machte den Deckel davon los.

Die Augen des Ausgehungerten weiteten sich. Die Bier, mit welcher er das kalte Fleisch verschlang, ließ erkennen, wie lange er schon ohne Nahrung gewesen sein mochte.

Würz lachte, nahm einen Becher und goß aus einer Flasche etwas Rum in denselben. „Trink! Dann bekommst dir's besser! Wie weit ist es noch nach Dardschiling?"

Der Varias schluckte mit herabgefallenen Lidern und hob zugleich sechs Finger der linken Hand.

„Stunden?" entsetzte sich Würz.
Ein rasches Nicken mit dem Kopfe, bestätigte die Richtigkeit der Zeit.

„Bei Eurem Buddha! — Sechs Stunden durch den Morast! Ich danke!"

„Ich werde dich tragen, Sahib!"
„Nicht?" Der Oesterreicher sah an sich herunter und schmunzelte. „Ein Zentner sechzig! Da kniast du zusammen wie ein Rienspan! Aber, wenn du dich nützlich machen willst. Der Sahib Gebieter ist krank! Fieber —" flucht er bedauernd ein. „den trägst du bis zur Station!"

Der Varias nickte zustimmend und hielt die Arme etwas von sich gespreizt: „So!"

„Schon recht! Mach dir's jetzt nebenan bequem!" Er schob die Zeitwand nach rückwärts auseinander und zeigte auf ein mittelgroßes Gewiert, das ebenfalls von grauem Leinen überdacht und mit Gepäck vollgeschichtet stand. „Schlaf! — Ich weck dich schon, wenn's Zeit ist!"

Der Varias küßte den Saum seines Rockärmels und stammelte einen Dank. Dann fiel die nasse Leinwand, wieder übereinander.

Als das Dämmer fahlgrau über den Steppenrand heraufstieg, erhob er sich, ging nach dem großen Zelt hinüber und berührte Günther von Anstettens Schulter: „Herr Baron, es ist Zeit."

Günther von Anstetten hob sich in den Ellenbogen hoch, stellte dann mit einem Schwung die Füße zu Boden und sah nach Hans Peter hinüber.

Würz ging auf den Zehenspitzen zum Kopfsende und neigte sich über den Schlafenden, betastete das weiße Nachthemd und die Hände, welche über den Rand des Lagers herabhingen. Sein erst so besorgtes Gesicht strahlte dabei auf: „Der Herr Baron sind fast fieberfrei," flüsterte er Günther zu. „In Dardschiling pflege ich ihn gesund."

„Wenn wir erst dort wären!" Baron Günther hatte begonnen Toilette zu machen und ließ etwas Rosenöl aus Würzapur auf seine Finger träufeln, um damit durch das dunkle Haar zu fahren, das nun strichweise aufglänzte. „Nimm die Karte heraus, Stephan," befahl er, und als diese über das Lager gebreitet war, kniete Würz davor hin und begann mit den Fingerpitzen Richtung und Wegstrecke abzufahren.

Anstetten maß die Entfernung mit dem Daumen.
„Fünf Stunden," sagte Würz halblaut.
„Bis Dardschiling, ja! — Zur Station sind es nur zwei. Ich glaube, daß es zu machen ist."

„Ich habe einen Träger für den Herrn Baron."
„Wie?" Günthers Augen wurden hellwach.

„Ein Varias hat sich spät abends zu uns verirrt, ich habe ihm für den ärgsten Hunger geholfen. Dafür trägt er heute den Herrn Baron durch den ärgsten Morast. Wenn wir abwechsein, braucht er keinen Schritt zu gehen."

„Das ist ja glänzend," lobte Anstetten. „Mache jetzt das Frühstück zurecht, wir lassen den Kranken schlafen, bis alles gepackt und marschfertig ist. Die Leinwand ist rasch zusammengerollt. Weiß Akab von dem Varias? — So? — Daß er nicht erfreut ist, läßt sich denken, aber ich kann jetzt keine Rücksicht auf seine Kasse nehmen. Hoffentlich weigert er sich nicht, mitzugehen."

„Er hat nichts davon gesagt."
„Es wäre mir reichlich unerwünscht gewesen. Wir werden ihn in Dardschiling sehr nötig haben. Wenn du mir das Frühstück bringst, vergiß nicht, auf einen Teller Milch für den Hund!"

Er klopfte das weiche Fell des Hundes, der zu einem Knäuel zusammengehuschelt auf der Decke lag und beim Gähnen das tadellos weiße Raubtiergebiß bis an die hintersten Eckzähne sehen ließ. „Rixa, nun werden wir's bald schöner kriegen," tröstete er. „Dann sollst du ein Bad haben und Rosenöl auf dein Struppelhaar! Saß das Schmeicheln!" Er löste die beiden Vorderpfoten ab, welche ihm die junge Wölfin um die Hüften gelegt hatte. „Ich kann's nicht leiden, wenn kleine Mädchen so aufdringlich zärtlich sind."

„Glaub's ihm nicht, Rixa," sagte eine Stimme hinter ihm, die ihn sofort eine ganze Wendung auf den Hacken machen ließ.

„Guten Morgen, Vieber! Wie fühlst du dich? Passabel? Das ist erfreulich! Du hast auch prächtig geschlafen! Und eine Freudennachricht zuvor: Wir haben einen Träger für dich. Du brauchst nicht durch den Dreck zu stapfen. Spätestens um zwei Uhr sind wir in Dardschiling."

„Günther, ich werde trotzdem all deine Sorgen zuschanden machen," kam es mühsam.

Dessen Wangen verloren an Farbe. Er versteckte seine Angst hinter einer gutgespielten Heftigkeit: „Du mußt dich nicht immer solchen Depressionen überlassen! Ich leide auch unter dem Wetter, das läßt sich nun einmal nicht ändern. Das Fieber kriegt hier jeder. Ich hab's auch gehabt und spüre es noch in allen Knochen. Man muß das mitnehmen, wenn man schon einmal in Indien gemessen sein will." Seine Stimme wurde etwas leiser. Die größte Erregung war herausgepoltert und durch den Wortschwall abgelaufen. „Stephan bringt dir jetzt das Frühstück und hilft dir beim Ankleiden. — Ich habe noch ein paar Worte mit Akab zu reden. Komm Rixa!"

Auf eine winkende Geste seiner Rechten sprang die Wölfin von der Decke und rieb ihren Körper an dem seinen.

Der Hindu neigte den Oberkörper, als Anstetten aus dem Zelte trat und seinen „Guten Morgen" erwiderte. „Sahib Peter hat eine gute Nacht gehabt," sagte er und duldete nicht, daß der dunkle Blick von ihm abwich. „Wenn du Bedenken wegen deiner Kasse hast, du weißt was ich meine, dann nimm das Teil Gepäck, das dich trifft, und gehe voraus. Besorge in Galbocka die Billette und warte bis wir nachkommen."

Der Hindu senkte den Blick und wurde merkwürdig bleich, als Anstetten, ohne auf ihn zu achten, wieder in das Zelt zurücktrat.

Die Europäer waren nichts als Materiel! Selbst der Sahib Günther, der doch eine indische Frau zur Mutter hatte, verfügte über keine der Kräfte, die oftmals auch der niedersten Kasse der Hindu zu eigen war. Sie sahen nur das Nächstliegende. Darüber hinaus nichts. Das kam, weil ihre Seele ganz von der Plumpheit des Leibes gefangen gehalten wurde, während die seiner Kasse sich loszulösen vermochte, wenn sie eine gewisse Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte.

Während Akab das erwog, war seine Hand ohne Unterbrechung beschäftigt, die Sachen zu packen, die in dem kleinen Zelt zerstreut lagen und dann die Leinwand zusammenzufalten, daß nur noch ein paar Pföcke, welche die Dachung getragen hatten, in keilförmigen Spitzen zum Himmel strebten.

Hoch bepackt, lüstete er eine schmale Spalte des großen Zeltes: „Ich bin fertig, Sahib! — Wenn ich noch etwas tragen soll — die Hände sind noch frei."

Anstetten suchte in den dunklen Augen: „Du wirst mich nicht im Stiche lassen?" fragte er, sich der Sprache des Hindu bedienend.

„Nein, Sahib."
„Ich danke dir, Akab." Die schmalen Hände Günthers lagen für einen Augenblick in der braungebrannten des Hindu.
„Nimm Rixa mit," bat er, „ich habe keine Zeit auf sie zu achten."

Aber das Tier war nicht zu finden. „Dann geh," befahl er. „Ich hoffe, daß wir bald nachkommen. Nimm für den Varias die letzte Wagenklasse, damit es keine Unannehmlichkeiten gibt."

„Du willst ihn mit nach Dardschiling bringen, Sahib?"
„Ja, ich kann ihn nicht verhungern lassen. Außerdem kann er sich im Bungalow nützlich machen. Den Garten versehen, die Defen heizen und so. — Ich fürchte, daß es sehr kalt ist oben."

Anstetten sah mit einem eigentümlichen Gefühl von Beklemmung und Furcht gemischt dem Hindu nach, der in der sumpfigen Waldlandschaft verschwand. Er hatte keine Sorge, daß dieser nicht Wort hielt und insgeheim verschwand, während er ihn nach der Station gehen glaubte. Aber dessen ganzes Gebaren war schon seit Tagen so gedrückt, wie er es noch nie an ihm wahrgenommen hatte.

Er konnte sich keinen besseren Diener wünschen. Dessen Anhänglichkeit war rührend, was wohl darin begründet sein mochte, daß seine Mutter eines Stammes wie er gewesen war. Es war außerordentlich beruhigend, Akab um sich zu wissen, wenn auch er und Peter nachgerade in Indien keine Fremdlinge mehr waren.

Die Wölfin sprang von hinten an seinen Schultern hoch, daß es ihn beinahe nach rückwärts warf. „Bist du toll?" grollte er. „Ich werde dir's austreiben, mich anzuspringen wie eine Beute."

„Arme Rixa!" Hans Peter rief das Tier zu sich und ließ es geschehen, daß es wie ein gescholtenes Kind den Kopf auf seine Knie bettete: „Bist du schlecht gelaunt, Günther?"

(Fortsetzung folgt.)

Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

17. Der Leidensweg des Herrn und Judas Klage.

Am Nachmittag desselben Tages — es war ein Freitag, an dem nach altem Herkommen der Kreuzweg des Herrn begangen wird — versammelte sich auch unsere Pilgerschar zu diesem Zwecke in dem über der Marienortstraße gelegenen Hof der türkischen Kaserne, die an der Stätte der alten Burg Antonia sich erhebt. Es ist gewiß ein erhebendes Gefühl, den Weg wandeln zu können, den der Heiland einst in bitterem Leid, körperlichem wie seelischem, gegangen ist, aber doch bringt diese fromme Übung in Jerusalem einige Enttäuschung. Während wir nämlich aus unseren Kirchen oder auch auf den Straßen, an denen ein Kreuzweg angebracht ist, gewöhnt sind, die einzelnen Stationen gemalt oder gemeißelt vor unseren Augen zu sehen, ist auf den Straßen Jerusalems, durch die der Kreuzweg geht, eine solche Darstellung des Leidens Jesu nicht zu schauen; meistens bezeichnet nur ein an die Mauer des Hauses gemaltes schlichtes Kreuz oder ein Stützenstumpf die einzelne Station. Zudem führt der Kreuzweg ein gut Stück durch die Bazar, die meist schmucklos und darum überladene enge Gassen sind, auf denen zu beiden Seiten die verschiedenartigsten Waren feilgeboten werden. Dazu kommt noch, daß der Weg, den der Heiland einst gegangen ist, infolge des Schuttes, der durch die vielen Jahrhunderte angehäuft ist, wohl zehn Meter tief unter der jetzigen Straße liegt. Von den Stationen sind darum eigentlich nur die zwölfte und vierzehnte (die Aufrichtung des Kreuzes und die Grablegung), die beide nebst der zehnten, elften und dreizehnten in der Grabeskirche liegen, geschichtlich gesichert. Sogar der Ort der ersten Station ist unsicher, da man nicht weiß, ob Pilatus in der Burg Antonia oder in dem Palast des Herodes über den Heiland zu Gericht gesessen hat. Alle anderen Stationen hat die fromme Denkmalsart des Mittelalters festgelegt. Daß sie dabei recht sinnvoll vorgegangen ist, werden wir bald erkennen, wenn wir nun unsern Kreuzweg beginnen.

Voraus ging uns ein Polizist, um die Pilger vor der Belästigung durch den Straßenverkehr zu bewahren; er brauchte aber nicht in Aktion zu treten, da man die Pilgerschar ohne irgendeine Störung vorbeiziehen ließ. Von dem oben erwähnten Kasernehofe, der als der Ort gilt, wo Christus zum Tode verurteilt wurde (1. Station), ging es hinab zur Außenmauer der Kaserne; ihr gegenüber an der Geißelungskapelle hat der Heiland nach der Tradition das schwere Kreuz auf seine Schultern genommen (2. Station). Unter seiner Last ging er die Straße abwärts gegen das Innere der Stadt bis zur Kreuzung mit der von Norden her kommenden Damaskustorstraße; an dieser Stelle konnte es leicht in der von beiden Straßen herabziehenden Menschenmenge zu einem Gedränge kommen, so daß mit Recht hier der erste Fall des Heilandes angenommen wird (3. Station). Nun ging es weiter gen Südosten in der Richtung der Damaskustorstraße; ein kleiner Winkel an ihr mag der Mutter Jesu, deren Herz noch einmal ihren lieben Sohn zu sehen begehrte, Schutz geboten haben (4. Station). Noch einige Schritte weiter, und wir stehen an der Ecke, wo der Weg rechts hinaufführt zum heutigen Bazar. Da der Hauptmann fürchtete, der schwer verwundete Heiland könnte der Last beim Hinaufsteigen nicht gewachsen sein, zwingt er den vom Felde heimkehrenden Simon von Cyrene, Jesu das Kreuz tragen zu helfen (5. Station). Es geht nun steil hinan, aber zu Jesu Zeiten muß die Steigung noch größer gewesen sein, da die Sohle des Tyropöon-Tales bedeutend tiefer lag als jetzt; so kommt der Heiland mit Schweiß und Blut bedeckt am Hause der Veronika vorbei, die, von Mitgefühl ergriffen, ihm ein Tuch zum Abtrocknen des Antlitzes reicht (6. Station). Etwa 50 Meter weiter kreuzt die nunmehr ganz überwölbte Schmerzensstraße eine zweite vom Damaskustor herunterziehende, die Markt- oder Bazarstraße; hier soll der Heiland zum zweiten Mal gefallen sein (7. Station). Nach der gewöhnlichen Annahme war hier in der Stadtmauer das sogen. alte Tor, von den Christen später Gerichtspforte genannt, weil sie glaubten, daß dort eine Abschrift des Todesurteils angeschlagen war; an dieses Tor erinnert das Kreuzwegbild, das seit alters in der Franziskanerkirche zu Posen gesungen wird, in den Worten: „Man führt ihn aus der Stadt durch eine große Pforte“. Mehrere Meter weiter in derselben Richtung dachte sich die mittelalterliche Frömmigkeit die Begrenzung mit den weinenden Frauen, die ja auch im Evangelium erwähnt wird (8. Station). Zur folgenden Station, die ganz nahe liegt, gelangt man nur durch einen Umweg, da der direkte Zugang verbaut ist. Man geht durch den engen belebten Markt, steigt rechts eine steinerne Treppe hinauf und biegt in eine Sadgasse ein, deren Abschluß wohl mit dem Fuß des Hügels Kalvaria zusammenfällt; hier bricht der Herr das dritte Mal erschöpft zusammen (9. Station). Die fünf letzten Stationen liegen sämtlich in der von mir schon beschriebenen Kreuzigungskapelle der Grabeskirche. Auch von den übrigen durch das Leiden des Herrn heiligen Orten habe ich schon gesprochen. Ein kurzes Wort nur noch über das Haus des Annas und Kaiphas, die beide ja auch Lei-

densstationen im Leben des Heilandes waren (Badenreich, Verleugnung Petri, Beurteilung durch den Hohen Rat). Beide Gebäude glaubte man von jeher auf dem Sion suchen zu müssen; schon der Pilger von Bourdeaux aus dem 4. Jahrhundert hat das Haus des Kaiphas in der Nähe des Coenaculums auf einem jetzt den Armeniern gehörenden Territorium gesucht; neuestens aber glauben die Assumptionisten auf einem 150 Meter südöstlich vom Coenaculum in der Endhöhe über dem Sinnantal gelegenen Platz diesen Palast gefunden zu haben; beim Ausgraben fanden sie eine Kirche mit einer Krypta, in der sich eine tiefe Grotte mit zwei Gefängniszellen befand; diese Kirche setzen sie der Basilika des hl. Petrus gleich, die nach alten Pilgerberichten zum Andenken an Petri Verleugnung gebaut wurde; man zeigt auch die Stufen, auf denen Christus gefangen aus Gethsemane hierher gebracht wurde. Das ganze Territorium nennen die Assumptionisten ad Sanctum Petrum in gallicantu, St. Peter zum Hahnen-schrei; gegenwärtig bauen sie dort eine mächtige Kirche, die wohl eine der stattlichsten Bauten Jerusalems werden wird. Welcher von den beiden Plätzen das Haus des Kaiphas getragen hat, ist schwer zu entscheiden. Die Assumptionisten betonen, daß die durch die Karfreitagsereignisse verschüchterten Jünger Jesu schwerlich ihre Zuflucht in ein Haus genommen haben können, in dessen nächster Nähe ihr ärgster Feind wohnte; ihre Gegner weisen dagegen darauf hin, daß sich die Jünger ja dessen ausdrücklich bewußt waren, da sie aus Furcht vor den Juden die Tür verschlossen hielten.

Nach dem Kreuzweg machte ich noch mit Prof. Archutowski einen Ausflug zu den unweeglichen Gärten der Könige, um dann zur Klage mauer zu eilen; sie liegt in einer Sadgasse im Südwesten der Umfassungsmauer des Tempels. Während diese sonst fast überall durch an sie anstoßende Gebäude verdeckt ist, steigt sie hier frei und majestätisch in einer Breite von etwa 50 Metern 18 Meter hoch in die Luft. Ihre unteren Schichten stammen wohl noch vom Salomonischen Tempelbau, die oberen sind jünger. Hierher kamen am Vorabend des Sabbat und der moaischen Feste die Juden, um ihre Gebete in die Röhren der Steine hinauszuflüstern, um die Klagen ihrer Sehnsucht dorthin zu senden, wo einst das Heiligtum ihres Volkes stand. Wenn man auch weiß, daß für die Reitation der Klagen gewisse Stipendien bestehen, so wird man doch nicht behaupten können, daß sie eine bloße Zeremonie sind, bei der das Herz nicht mitschlägt. Wie sollten sie auch nicht erschüttert werden, wenn sie den Botsänger Klagen hören:

Wegen des Palastes, der zerstört ist,
Wegen der Mauern, die zerrissen sind,
Wegen unserer Majestät, die dahin ist,
Wegen unserer großen Männer, die daniederliegen,
Wegen der kostbaren Steine, die verbrannt sind,
Wegen der Priester, die gestraußelt sind,
Wegen unserer Könige, die ihn verachtet haben —
und sie dann selbst auf jeden Vers mit dem gleichen Refrain antworten:

Sitzen wir einsam hier und weinen!

Es ist nun den Juden gar nicht erlaubt, die Tempelstätte selbst zu betreten? Einmal war es sicherlich ja. Nach dem Aufstande des Lügenpropheten Bar-Kochba unter Kaiser Hadrian im Jahre 135 durfte kein Jude mehr bei Todesstrafe den Bereich der heiligen Stadt betreten. Später erlitt dieses drakonische Gesetz insofern eine Ausnahme, als es ihnen am Jahrestag der Zerstörung Jerusalems gegen schweres Geld erlaubt war, das Los ihres herrlichen Tempels zu befragen. Ob sie aber auch jetzt noch von der Stätte ihres einstigen Opferdienstes verbannt sind, vermag ich nicht zu sagen; dafür zu sprechen scheint der Umstand, daß wir auf dem Tempelplatz Juden wohl nicht begegnen; ich bemerke hier nebenbei, daß von den 84 000 Einwohnern Jerusalems wohl 60 000 Juden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Märchen um Shakespeare.

Zwischen England und der Schweiz wird es in einiger Zeit möglicherweise einen merkwürdigen, höchst unvorhergesehenen Konkurrenzkampf geben. Es geht dabei um die Frage, wem von den beiden Ländern Shakespeare gehört. Diese Frage taucht einigermassen plötzlich auf. Denn bisher hat noch niemand versucht, der englischen Literatur dieses Genie streitig zu machen. Jetzt stellt ein italienischer Forscher Santi Paladino die Behauptung auf, Shakespeare wäre Schweizer. Er hat jahrelang nach dem Ursprung des Dichters geforscht und hält das Resultat seiner Nachforschungen für unbedingt zu verlässlich. Nach seinen Theorien ist der Name Shakespeare ein Dedname, und der „Pseudo-Shakespeare“ ist in Wirklichkeit nicht in Stratford upon Avon geboren, sondern in der Schweiz, mußte vor der Inquisition flüchten und hat sich erst im Jahre 1865 in London niedergelassen und dort seinen Namen Giovanni Florio gegen den Namen eines Kornhändlers Shakespeare eingetauscht.

Es ist also zu bezweifeln, daß die Fremdenindustrie von Straßfurt upon Avon erheblich zurückgeht und daß die Schulkinder aller Nationen einen englischen Dichter weniger und einen Schweizer mehr zu lernen haben. Aber vorläufig klingt die Feststellung des Herrn Paladino noch ziemlich unwahrscheinlich.

Haus der tausend Fabeln.

Von Friedrich Hufnagel.

Äußerste Dinge berühren sich. Wie — stilisiertes — urzeitweises fast steht das Gebilde neuester Technik über dem Feld, das neue Klangfilmhaus der Ufa. Eine schwere Burg. Ein verzauberter Palast. Ohne Augen, soll heißen ohne Fenster, ohne Schornstein ohne Organe, die nach außen tasten; verschlossen, in sich gefehrt, in seine eigene Phantastik versunken, mit schweren Türen sich abriegelnd. Eine Mammut-auster, eine Riesenschildkröte unter den Häusern und Pa-



Sie sind sich noch nicht einig. Wichtige Besprechungen der „Männer vom Bau“ einer Tonfilmaufnahme.
Phot. Ufa.

lästen. Und doch gefügte Form, geformter Zweck. Nicht die Scheußlichkeiten und Armseligkeiten einer „neuen Sachlichkeit“ die an allen Ecken und Enden an ihre Grenzen stoßen, sondern gewachsenes Ding. Ein Meisterstück. Rohz heißt der Meister.

In dieser gewaltigen schweren Burg wohnt die Fabel. Draußen stehen Kraftwagen mit klopfenden Herzen; draußen rumpelt die Eisenbahn herüber; draußen gibt es Direktoren und Aufsichtsräte und Kalkulationen und Bilanzen. Aber drinnen, hinter den fensterlosen Mauern, hinter den schalldichten Wänden, hinter den schweren Türen wohnt und dichtet der neue Mythos Haus der hunderttausend Fabeln. Und der wahre Erbauer dieser zinnenhohen Mauern, dieser Festung, in der das Märchen des Jahrhunderts phantasiert und klingt und auf hundert Jahrbermaschinen Zärtlichkeiten, Leidenschaften, Grotesken und Abenteuer träumt — der wahre Erbauer ist die Sehnsucht von Millionen Menschen, tastend nach einem Leben neben ihrem Leben, nach einer Spiegelung ferner Welten, nach der Phantastik der Dinge, nach gesteigerter Begebenheit, nach Erhöhung der Werkeltätigkeit, nach gewaltigem Zug, nach Ergriffenheit und Erschütterungen.

Mit einem Wort: Kientopp.

Phantastische Möglichkeiten. Alle gedichteten Zauberklünste, alle erträumten Hegenmeisterphantasien verblässen Armer E. Th. A. Hoffmann! Deine „kühne Seglerin Phantasia“ wirft ein mutloses Anker hier! Hier kommt sie nicht mehr mit.

Denken Sie sich, Sie wüßten irgendwo auf Erden eine Seele, der Sie etwas zurufen, der Sie gegenwärtig sein möchten — in Pennsylvania oder in Hinterpommern, oder am Stillen Ozean! Bitte, stellen Sie sich hierher! Denken Sie dorthin! Mit gefalteten oder erhobenen oder gerungenen Händen Seufzen Sie! Rufen Sie! Sagen Sie: Du! Du dort! Sagen Sie, was Sie wollen, und morgen, heute, heute noch können Sie's wegschicken. Ihr Händeringen, Ihr Seufzen, Ihr Lachen, Ihr Sagen — nach Pennsylvania, nach Hinterpommern nach dem Stillen Ozean, und Ihr Freund, Ihre Liebste oder Ihr Onkel dort braucht das Haupt über keines Magiers trüglischen Spiegel zu beugen; Sie sind dort bei ihnen, und Sie können ihnen alles ins Ohr und Herz sprechen.

„Einmal jagt man sich adieu...“

Von Hermann Hader.

Das Jazz Banjo Dance Orchester spielte seit langem in dem großen Columbia-Etablissement. Eine Hauptkraft der beliebten Kapelle war der Saxophonspieler Gino Granda. Abend für Abend trat er an den Rand des Podiums und sang mit frischer Naturstimme zu den jeweiligen Modeschlagern den Refrain. Dann hob andächtig zuhörende Weiblichkeit die Köpfe bewundernd zu ihm empor, sehr zum Aerger der begleitenden Galans.

Jedoch Gino Granda dachte gar nicht daran, auf ermutigendes Augenpiel oder verliebte Briefchen zu reagieren.

Nach absolvierter Tätigkeit als Musiker und Refrainfänger verwandelte sich Granda in den Bürger Felix Braun, als solcher verlobt mit Lotte Stefan und sehr verliebt in sie, eine kleine arme Kontoristin. In einigen Wochen sollte Hochzeit sein.

Sollte sein! Lotte, zartes Ding, das von ihrem knappen Gehalt das meiste noch zurückgelegt für später, erkrankt plötzlich, muß schnellstens operiert werden. Granda erfährt davon erst, als sie schon fortgeschafft ist.

Er spielt und singt auch in diesen Tagen der Sorgen und sonst. Nachts um zwei, wenn er fertig ist, kann er nicht mehr in das Krankenhaus telephonieren. Die Besuchszeit fällt in die Stunden, in denen er arbeiten muß.

Lotte stirbt. Granda ist im Dienst.

In der Abendpause schickt ihre Mutter kurze Nachricht an ihn. Er hat das für alle Fälle verabredet. Die Drehtür hat er seit gestern schon nicht mehr aus den Augen gelassen, jedesmal gab es ihm einen Stich ins Herz, wenn sie in Bewegung kam.

Lotte ist tot. Lotte ist überhaupt nicht mehr da, heißt das. Granda! Los! Die Pause ist um.

Noch eine Stunde, während der Konzertmusik gemacht wird, weil fast noch keine Gäste um diese Zeit im Lokal sind, hat er Ruhe, seinen Gedanken nachzuhängen. Der erste Schlag, zu dem er später singt, heißt „Sei nur ein bißchen verrückt nach mir.“ Er weiß kaum, daß er singt, weiß nicht was er singt. Dann spielt er wieder eine Weile sein Saxophon. Gutes Saxophon, auf diesem Instrument läßt sich beinahe weinen.

Lotte ist tot.

Der Kollege vom Schlagzeug muß ihn zweimal anstoßen, ehe Granda begreift, daß er die Pflicht hat, zu singen. Was denn? „Einmal jagt man sich a—d—ieu, wenn — man sich auch noch — so — liebt.“

Granda steht im Lichterglanz und singt. Mit geschlossenen Augen. Seine Stimme schwingt dunkler als gewöhnlich.

Lotte ist tot.

„Ein—mal jagt man sich a—dieu, wenn man sich auch noch — so — liebt.“

Granda singt. Verdrehte Augen sind auf ihn gerichtet.

Lotte ist tot.

Granda singt. Singt den Refrain zum dritten, zum vierten Male. Die Musiker lachen, spielen feinetwegen weiter, obwohl das Stück zu Ende wäre. Das Publikum lacht, summt mit.

„Ein—mal jagt man sich —“

Die Stimme bricht jääh ab. Granda schlägt rüdlings hin, mit dem Kopf auf die Messing-Gongs, daß es scheppert.

Wahnsinnig ist er, kaum haben sie ihm auf die Beine geholfen, beginnt er schon wieder.

„Einmal jagt man sich a—d—ieu...“

Immerzu nur diese Worte. Mit Gewalt zerrt man ihn hinaus, geifernd, tobend setzt er sich zur Wehr. Draußen noch brüllt er.

Die Kapelle spielt schnell einen flotten Marsch, recht laut. Ein Stuhl und ein Saxophon stehen verlassen in der Ecke.

Im Columbia-Etablissement ist die Stelle eines routinierten Saxophonisten und Stimmungsfängers sofort neu zu besetzen. Auf dieses Inserat gingen über hundert Angebote ein.

fröhliche Ecke.

Frage. „Du hast zehn Äpfel“, fragt der Lehrer, „dein großer Bruder kommt und nimmt sich fünf davon weg. Was bleibt dir dann?“ — „Die fünf kleinsten, Herr Lehrer!“

Was tun? Es ist schon so. Dumme Fragen können einen Menschen zur Verzweiflung bringen. Auch den gutmütigsten. — Da steht Herr Nebelung, der beste Angler unter der Sonne, und neben ihm ein blutiger Anfänger, der kaum eine Angelrute von einem Besenstiel unterscheiden kann. Und alle zwei Minuten fragt er Nebelung um Rat. Plötzlich beißt bei dem Jüngling ein prachtvoller Salm an. Ein kapitaler Bursche! — „Was soll ich denn nun machen?“ schreit der Jüngling aufgeregt. — „Angel rauffklettern und das Vieh erdroffeln!“ sagt Nebelung, blaß vor Wut.

Der verdorbene Vormittag. „Na, Gregor, wie gefällt es dir denn in der Schule?“ — „Ach, ganz gut, aber man verdirbt sich den ganzen Vormittag damit.“